

RUHENDES & BEWEGTES.

Erfahrungen mit Georg Trakl

Dieser Essay erscheint im Dezember 2006 in Salz.

*Am Abend liegt die Stätte öd und braun
die Luft von gräulichem Gestank durchzogen
Das Donnern eines Zugs vom Brückenbogen
Und Spatzen flattern über Busch und Zaun.*

Dies ist der Anfang von „Vorstadt im Fön“, einer der ersten von Georg Trakls Texten, die ich kennen lernte. Er fand sich in einem Schullesebuch der achten Klasse des Gymnasiums, das ich besuchte, eine ehemaligen Kaserne, die es zu Trakls Zeit noch nicht gab. Die Schule lag in der neuen, hässlich wuchernden Vorstadt, die die Auen an Salzburgs Nordrand ab den 50er Jahren zum Verschwinden brachte (und wohl auch die von Trakl genannten *gedruckten Hütten*), ein unaufhaltsamer Prozess, noch nicht abgeschlossen, als ich Kind war, und als die Reste des Buschwerks mit ihren *wirr verstreuten Pfaden*, die ungemähten Wiesen und die verwachsenen Wäldchen, in denen die Nordrandbewohner alte Kühlschränke, Eisenteile, dann und wann ein Autowrack und anderen Fortschrittsmüll abluden, noch einen gefährlichen und gefährdeten Zufluchtsort bildeten. Der Fluss, an dem mein täglicher Schulweg entlang führte, war nicht mehr still wie in Trakls Zeilen, die so genannte Solstufe donnerte und brauste unaufhörlich, und nie sah ich einen Kanal *plötzlich feistes Blut speien* oder gar *Frauen Eingeweide in Körben tragen*. Trotzdem haben sich die Worte des Gedichts in mir verhaftet. Die pure Ambivalenz, die sie ausstrahlten, zog mich an. Der völlig regelmäßige Bau der Verse, immer vier Zeilen pro Strophe, im umarmenden Reim ergaben eine absurd tröstliche Harmonie, die in einer widersprüchlichen Spannung zum Inhalt, zu den starkfarbigen, an- und abschwellenden Bildern steht, die der Text provoziert, wenn man einen Moment nicht an den „expressionistischen Reihungsstil“, an Jambus und Trochäus denkt, sondern wenn man einfach nur liest und wieder liest. Wenn man nicht an den jungen Dichter denkt, der wohl die Gegend durchstreift hat, wenn man – in diesem Fall zum Glück – noch keine Gestalt fantasiert, nicht Trakls kantiges, oft mürrisches, manchmal etwas verquollenes, vielleicht enttäushtes, sogar angewidertes Gesicht, das wie eine peinvolle Fälschung wirkt, wenn es (was manchmal der Fall ist) in eine Kamera lächelt; wenn man noch nichts weiß von seiner schwierig, depressiv, grenzpsychotisch genannten Verfasstheit, derer sich nach seinem Tod die Biographen eifrig bemächtigten (in der gut gemeinten Absicht, sein Werk zu erhellen), und weil Trakls kurzes Leben ja reichlich Stoff hergab: Entfremdung, Drogensucht, vermutterter Inzest, eine andauernde und verzweifelte Sehnsucht nach Erlösung, von allem, von sich selbst. All das wusste ich noch nicht und wollte es auch nicht wissen. Die *schimmernden*

Allein/ erfüllt von schönen Wägen, kühnen Reitern/, mit denen die Verse enden, *die rosenfarbenen Moscheen* tauchen aus Wolken auf, sind also gestaltet als fantasierte Gegenwelten, flüchtig und unbestimmbar, unhaltbar eben wie Wolken. Und selbst da *sieht man auch ein Schiff auf Klippen scheitern*. Der Dichter war jung, als er das schrieb. Das war mir damals, Anfang der 80er Jahre, wichtig. Ich hatte bereits gelernt zu misstrauen. Nicht „jedem über dreißig“, aber doch den meisten über fünfzig, der Generation meiner Eltern. Das Schullesebuch gab für die Entstehung des Textes den Zeitraum zwischen 1912 und 1914 an. 1914, das Jahr, in dem der Erste Weltkrieg begann, dem auch der Dichter in gewisser Weise zum Opfer fallen würde, war das Geburtsjahr meines Vaters. Als ich Jugendliche war, war ging er schon auf die siebzig zu und entwickelte das Bedürfnis, hin und wieder von „früher“ zu reden, von Kindheit, Jugend und Krieg. Nicht selten gereichten diese Erzählungen dazu, mir klar machen zu wollen, wie gut ich es im Vergleich doch hätte. Das war schade, denn wenn ich es in vielerlei Hinsicht unbestreitbar gut und besser hatte, wollte ich das nun gewiss nicht hören, da ich ja vor allem vom Nicht-Guten, Mangelhaften geradezu erfüllt war. Ein wesentlicher Teil dieses überwältigenden Unbehagens wurzelte – so sehe ich es heute – in dem dumpfen Schmerz, dem mehr oder minder verhaltenen Zorn, der tiefen und irreversiblen Enttäuschung, die meine Eltern aus ihrem schon langen Vorleben mit sich trugen, und das ihre Gegenwart mit mir durchtränkte. All das war fühlbar, in all seinen Abschattungen, mehr noch, wie Atemluft allgegenwärtig, und es drückte sich aus, durchaus auch in Worten, kam aber nicht im eigentlichen Sinn zur Sprache, und damit nicht zu sich selbst. Wie aber kann etwas, wenn schon nicht überwunden, so doch überschritten werden, das nicht zu sich selbst kommt, das seiner nicht gewahr wird, das sich nicht **sein** lässt? Was nicht sein darf, ist dennoch, führt eine Schattenexistenz in den Schlupfwinkeln und Sackgassen menschlicher Interaktion, ein Maskenspiel ohne Ende und ohne Erlösung. In der Kunst, in der Sprache der Dichtung, in der Sprache Trakls aber kam etwas zu sich. Jenseits biographischer Begrenztheit verkörperte sich etwas in einer Intensität, die die schiere körperlich-manifeste Anwesenheit anderer Menschen (und manchmal auch die eigene, welche Erleichterung) zum Verblassen brachte. Wie war das möglich? Woran lag das? Ich las und las, Trakl, Rilke, Benn, Hesse, Fried, Büchner, kreuz und quer durch unterschiedlichste Töne und Qualitäten. Natürlich ahnte ich mehr, als ich verstand. Die christliche Bilderwelt, aus der Trakl schöpfte, nahm ich kaum wahr, obwohl ich in jenen Jahren meinen Glauben verlor und alles, was mir katholisch erschien, rabiab ablehnte. Ich meinte etwas Besseres gefunden zu haben und glaubte an den Sozialismus. Damit hatten Trakls Verse, die gerne dunkel genannt wurden und die mir so hell, manchmal unerträglich erhellend, erschienen, nun gar nichts zu tun. Dennoch: *Am Abend ward zum Greis der Vater; in dunklen Zimmern versteinerte das Antlitz der Mutter und auf dem Knaben lastete der Fluch des entarteten Geschlechts.*

Ein Kind mit braunem Haar. Gebet und Amen/ verdunkeln still die abendliche Kühle.

Die gestrengen Zimmer und das alte Gerät/Der Väter./ Dieses erschüttert die Brust des Fremdlings./ O, ihr Zeichen und Sterne./ Groß ist die Schuld des Geborenen./

Es ist ein Licht, das der Wind ausgelöscht hat./Es ist ein Heidekrug, den am Nachmittag ein Betrunkener verlässt./Es ist ein Weinberg/ verbrannt und schwarz mit Löchern voll Spinnen./ Es ist ein Raum, den sie mit Milch getüncht haben./

Etwa zur gleichen Zeit begegnete mir die Milch wieder in einem Gedicht, die *schwarze Milch* aus Paul Celans *Todesfuge*.

Dies alles also ist, sagen die Dichter und geben dem Geschauten eine Gegenwärtigkeit und existenzielle Dichte, die sich um das Vergehen der realen Zeit nicht zu kümmern braucht, weil sie es überschreitet. Das Fahrzeug dieser Überschreitung war also die Sprache. Das konnte sie. Ich verliebte mich in diese Potenzialität der Sprache. Ich begann meine ersten Versuche, selbst etwas zu sagen. Wie das erste Sprechen lernen ging es noch sehr schlecht und sagte mir vor allem, dass ich noch weit entfernt davon war, eine eigene Sprache zu sprechen. Erst jetzt fiel mir auf, dass kaum jemand eine eigene Sprache besaß, die etwas Wahres über Mensch und Welt auszusagen imstande war. Trakls Verse, in ihrem hohen Ton, in ihrem leuchtenden Schmerz, erschienen mir immer als wahr. Unter anderem deshalb begann ich zu ahnen, dass es ganz unterschiedliche Dimensionen von Wahrheit und Wahrhaftigkeit gäbe, und dass eine davon gerade darauf beruht, dass das Ich und die biographischen Fesseln verlassen werden müssen, um eben zu ihr durchzudringen und sie sprechend, malend, in Klängen, sich ereignen zu lassen. Trakl ereignete sich sozusagen aufgelöst oder vielmehr hingegeben an die unzähligen Wahrnehmungspartikel, die gereihten Beobachtungen/Erfindungen/Findungen/Visionen, die seine Texte ausmachen. Ein wenig begriff ich nun, und die Stimme des Lehrers, die irgendwann „expressionistischer Reihungsstil“ gesagt hatte, drang wieder für eine Weile zu mir durch. Hier war also keine geschlossene Kontur, die sich dem Wahrnehmen hemmend entgegenstellte, indem sie auf einem Ich beharrte. Ich lernte auch, dass Wälder tönen konnten und dass Farben klangen. Nein, das nicht: Beinahe jedes Kind weiß es, bis man ihm beibringt, es zu vergessen, und ich wusste es auch. Ich lernte aber, dass man es auch aussprechen kann und darf. Ich lernte, dass man sich daran erinnern darf. Und an alles andere auch: die schwankenden Schatten, die in den Zimmern ein und ausgehen. Das Geliebte, das Tödliche und alles dazwischen. All die machtlosen Engel Trakls und die jedes Menschen.

Ich lernte, auch mit Trakl, dass die Sprache selbst sich erinnert, wenn man sie lässt, wenn man – eben als „man“, mit all seinen gut gemeinten und oft fürchterlich ehrgeizigen Absichten – zurücktritt. Ich lernte, dass im Leser und mittels des Lesers / der Leserin Texte mit Texten sprechen. Trakl mit Celan beispielsweise. Ich lernte, Ingeborg Bachmann formuliert es wunderbar in einer der Frankfurter Vorlesungen, in „Literatur als Utopie“, dass hier – in der

Literatur – ein potentiell endloses Gewebe der Verständigung entsteht, eine Bejahung des Existierenden, des Lebens schlechthin, noch in ihren schwärzesten, allerverzweifeltsten Texten. Eine Bejahung, weil es gesagt ist und somit da ist. (Eine Bejahung in der Literatur, die utopischer Weise stattfindet, die aber keinesfalls Ersatz für irgendetwas anderes ist und schon gar nicht dafür, die Existenz des Anderen zu bejahen: ihn sein zu lassen. Ihn zu lieben.)

Jahre später faszinierte mich die Methode des Anagramms, wobei aus einem gegebenem Satz und aus exakt dem gegebenem Buchstabenmaterial neue Sätze und Wörter gefunden werden sollen – die, so zumindest mein Anspruch – mit dem Ausgangssatz in Beziehung treten, mit ihm „sprechen“ sollen. Von Trakl wählte ich eine Zeile aus dem Gedicht „*Passion*“:

Wer bist du Ruhendes unter hohen Bäumen?

Die Frage gefiel mir einfach. Diese Frage „wer bist du?“, schlechthin die Frage der Liebe, wenn sie ernsthaft gestellt wird und die allerhöchsten Mut erfordert: von demjenigen, der fragt, von dem, der antwortet, ein wechselweises Fragen und Antworten, das sich über Jahre erstrecken mag.

Mein Anagramm ergab Folgendes:

*Unbehaust im Ohr der Wueste brennen, eh du
wirst, Bruder ohne Namen. Hundesbeute, Heu
im Herbst, rostende Wunde. Ruhe, unbehauen.
Wenn du es ohne Mund beruehrst: Hier baute
es der Beduinen Haus, ruht. Meer, unbewohnt.*